

Frauen-Zeitung

Heft 13. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverband fl. 1.60).

→ Berlin und Wien, 1. Juli 1899. ←

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverband fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Wer siegt?

Novelle von Victor Blüthgen.

(Fortsetzung.)

Galstein sieht sie recht verblüfft an: sie hat etwas auf dem Herzen, so scheint es. Das beängstigt ihn.

Sie legt oben ab, während er ans Fenster tritt und auf das Gewirr von Lichtern, Wagen und Fußgängern niederblickt. Als es hinter ihm still wird, dreht er sich um: Rose sitzt in einem Fauteuil, und er fängt ihren unruhig forschenden Blick auf. „Was ist, Liebste? Etwas stimmt nicht.“

Er rückt sich einen Fauteuil neben den ihren und fasst nach ihrer Hand.

„Egon,“ sagt sie, „mir ist heute etwas klar geworden, worüber wir reden müssen. Ihr beide, Du wie Deine Mutter, sprech immer davon wie von etwas Selbstverständlichkeit, daß Deine Mutter bei uns wohnen bleibt, wenn wir heirathen.“

„Wiejo, — ja, — warum denn nicht?“

„Auf die Gefahr hin, daß Du mir's im ersten Augenblick übel nimmst: das halte ich nicht aus.“

„Aber Rose, — um Gotteswillen, in der Villa ist doch Platz genug —“

Deshalb nicht. Aber ich kann nicht alle Tage mit Deiner Mutter zusammen sein. Sie ist gewiß eine vortreffliche, herzensgute Frau, — aber sie fällt mir auf die Nerven, in einer Weise, die mir das Leben zur Qual machen würde.“

„Du urtheilst wohl nach dem Eindruck von heute, Liebste —“

„Nein, nein, ich hatte die Empfindung schon in Saznitz. Ich täusche mich nicht darüber. Sage nicht, ich soll einen Versuch machen, — es hat gar keinen Zweck. Wir müssen darüber ins Reine kommen, ehe wir den entscheidenden Schritt thun.“

„Meine Mutter,“ sagte Galstein im Tiefsten erschüttert, „meine geliebte Mutter —“

„Aber ich verstehe nicht, wie Du das so tragisch nehmen kannst. In der ganzen Welt, wenn es möglich ist, vermeidet es ein neuvermähltes Paar, jemand Verwandtes neben sich im Haushalt zu haben. Wir können doch nicht zwei Kinder im eigenen Hause sein, und das sind wir immer bloß, wenn Deine Mutter bei uns lebt. In aller Naivität wird sie die Regentin spielen; sie ist zu lange Herrin im Hause gewesen. Ich bin überzeugt, wenn ich mit ihr rede, sieht sie ein, daß ich Recht habe, und fügt sich; und wenn sie es nicht einfiebt, thut sie's, sobald sie weiß, daß unser Glück davon abhängt.“

„Dawohl,“ ruft er, „sie thut's; aber, — die alte Frau ist nie im Leben allein gewesen, ist so hilflos und unselbstständig. Du weißt nicht, wie sie mich liebt, wie ich ihr alles bin, wie sich alle ihre Gedanken nur um mich drehen. Es geht nicht, Rose, es geht nicht, ich nehme ihr all' ihr Glück, — meiner Mutter! vergiß das nicht.“

„Ich bitte Dich, das fällt keiner Mutter leicht, sich von ihren Kindern zu trennen, wenn sie heirathen, und sie müssen es alle überstehen. Und was heißt hilflos, — sie nimmt ein tüchtiges Mädchen mit, vielleicht Eures, an das sie gewöhnt ist, und

wir miethen ihr die nächste Wohnung, die zu finden ist, und sorgen für sie.“

Er sieht mit großen, trüben Augen.

„Ich kann nicht, Rose, ich kann das meiner Mutter nicht antun,“ stöhnt er.

„Ich kann auch nicht,“ sagt sie nervös und bewegt unruhig die Fußspitzen auf dem Teppich.

„Überleg Dir's,“ spricht er aufstehend, „reden wir jetzt nicht mehr darüber; Du stehst unter allen Umständen jetzt unter einer Depression.“

Er ist ernst, sehr ernst. Sie bleibt sitzen, starrt vor sich hin; der Schein des Glühlichts an der Decke fällt voll auf das schöne, blühende Gesicht. „Rose,“ ruft er, „meine süße, schöne Rose!“ — liegt auf den Knien bei ihr, erhebt sich wieder, umfaßt ihren Kopf und führt sie auf den Mund, der so kahl ist und unbewegt, wie einst im Wagen zwischen Stubbenkammer und Saznitz.

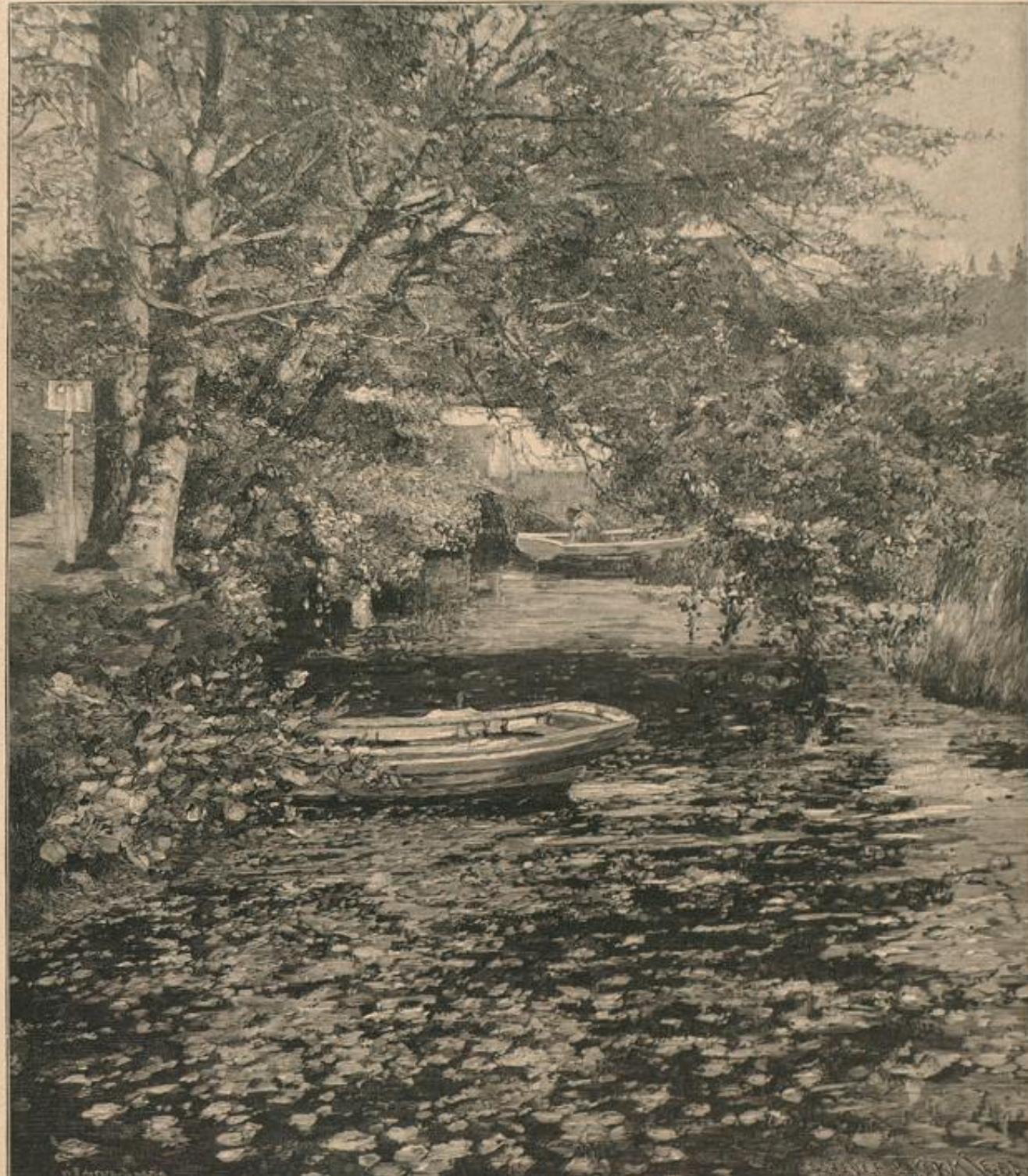
Nun ist sie allein.

„Das war ein schöner Nachmittag, gelt, Sohner!“ sagt Mama Halstein, als der Sohn heimkommt. Sie geht nicht zu Bett, bis er da ist, sie läßt sich das nicht ausreden. „Eine süße, reizende Frau bekommt Du, das muß wahr sein. Hat ihr's denn auch ein bissel gefallen bei uns?“

Die schönen, warm strahlenden Mutteraugen blicken ihn so kindlich zuversichtlich an, den großen, stattlichen Sohn.

„Du siehst mir gar nicht so glücklich aus, Egon, wie Du müßtest. Ist Dir denn etwas? Mein Gott, Du bist doch nicht krank?“

Wie oft fragt sie so! In der That, er ist krank. Er müßt sich zwar rasch, ein heiteres Gesicht zu machen, und die alte Frau ist leicht zu täuschen. Aber er schlaf diese Nacht fast gar nicht.



Ein stiller Winde. Nach dem Gemälde von H. Petersen-Angeln.

Das ist ein Unglück, ein großes Unglück! Über vielleicht überschätzt er es. Rose wird sich besinnen, sich bezwingen. So viel Herz wird sie doch haben, so stark wird ihre Liebe für ihn doch sein! Nach den Tagen von Eisenach zweifelt er nicht, daß sie ihn liebt, daß ihr daran liegt, sein Weib zu werden.

Diese gute alte Frau, daß sie auch heute so überströmend aufgeregert war! Er wird es der Mutter schonend beibringen, daß sie bei einem zweiten Besuch der Schwiegertochter sich zurückhalten soll. Objectiv betrachtet: ja, die beiden Frauen sind sehr verschieden; aber wir Menschen sind alle verschieden und einer muß sich auf den anderen einstellen.

Wie, wenn Rose Bartels wirklich dabei bleibt: sie kann nicht mit der Mutter zusammen leben?

Grausam wäre das, über alle Begriffe grausam. Was soll er da thun?

Er malt sich's aus, wie er der alten Frau eröffnen soll: Du mußt aus dem Hause, meine liebe Mutter, in eine fremde, tote Wohnung, in der niemand bei Dir ist, gegen den Du Dein Herz voll unerschöpflicher Liebe ausströmen kannst, — er sieht ihr entsetztes Gesicht, wie diese lieben himmlisch guten Augen sich mit Thränen füllen, hört ihre Stimme: Mein Sohner! —

Nein. Es ist wie ein Mord, ein Muttermord.

Und drüben steht Rose Bartels, und ihr Anblick wählt sein ganzes Herz auf. Auf einmal giebt das ein fastes Sturzbud drüber: diese Frau, die er liebt, hat einen Widerwillen gegen seine Mutter. Einen unüberwindlichen, sagt sie. Wie muß jemand beschaffen sein, der einen Ekel vor dieser Mutter hat!

Rose ist beherrscht, hat Form, die Mutter nicht. Rose ist eine mehr in sich abgeschlossene, abwehrende Natur, die Mutter anschlußbedürftig, gebefreudig. Aber muß diese darum unerträglich sein?

Und er soll entscheiden, wen er von beiden im Hause haben will! Das ist, um verrückt zu werden.

Er heuchelt beim Frühstück leidlichen Humor, dann geht er auf sein Atelier hinauf und grüßt wieder. Das Wetter ist umgeschlagen, der Regen klatscht an die Scheiben, um ihn ist eine graue, frostige Stimmung, in ihm siebert's. Später fährt er nach Berlin: die Mutter soll nicht zum Mittagessen auf ihn warten, er wird mit Rose in Berlin essen.

Er trifft Rose zum Ausgehen fertig, und sie hat bessere Stimmung. Sie versteht es, Toilette zu machen; und wenn sie noch zärtlich dazu ist, ist sie unwiderstehlich. Für die nächste Zeit ist all' seine Sorge zerstattert. Sie machen ein paar Einkäufe zusammen und fahren zu Kempinski, dann wieder in das Hotel.

„Weißt Du was, Egon: Ich bin müde und gebe Dir zwei Stunden Urlaub. Bring' mir ein paar Nelkenrosen mit. Wir gehen dann in ein Café und abends in den Circus Busch. Das ist Dir doch recht?“

„Natürlich, wie Du wünschtest.“

„A propos, hast Du mit Deiner Mutter gesprochen?“

So gleichmütig fragt sie das, indem sie die Handschuhe auszieht. Und er hat vor dieser Frage gebebt, und nun ist er's, den eine nervöse Ungeduld überkommt.

„Ich bitte Dich, Rose, wenn Du mich wirklich liebst, quäl' mich nicht und lass diese Sache aus dem Spiel. Ich habe ohnehin schon eine sehr üble Nacht davon gehabt.“

„Ich begreife Dich nicht,“ sagt sie mit großen Augen. „Wenn Dir's peinlich ist, so werde ich mit ihr sprechen. Du denst Dir das viel schlimmer, als es ist.“

„Läß das! Wozu sich übereilen? Ich bin überzeugt, daß Du Dich an meine Mutter gewöhnen wirst.“

Sie wirft hastig den Hut auf den Tisch, sieht ihn einen Moment mit kriegsbereiten Augen an, dann beherrscht sie sich, lächelt sogar. „Nun gut, lassen wir's jetzt.“

Er bringt die Rosen, und sie fahren zu Bauer und abends in den Circus Busch. Es ist nicht die Rede mehr von der Mutter.

Ein paar Tage nicht.

Er bittet die Geliebte, wieder einmal nach Lichterfelde zu kommen. Sie zögert mit der Zusage; wozu? sie amüsieren sich so gut in Berlin. Aber er besteht darauf.

„Mama,“ sagt er zu Hause, „Rose kommt morgen wieder herüber. Verkümmere Dich mal weniger um sie, damit wir beide mehr von einander haben. Sie ist etwas nervös, und je weniger man sich mit ihr beschäftigt, je wohler ist ihr.“

„Ah, die Arme! Natürlich lasse ich sie in Ruh; gern!“

Es scheint, nun geht es besser. Die junge Frau huscht unterm Regenschirm vom Wagen her in die Villa,

und die Begrüßung zwischen ihr und der Mutter ist unbefangener als die erste. Dann hält sich diese viel abseits, und mehr ihre zärtlich besorgten Augen sprechen als der Mund. Aber zum Abschied sagt sie: „Gute Besserung, Töchterchen! Egon sagt mir, daß Du nervös bist. Du führst so ein unruhiges Leben jetzt, ohne Daheim, das ist nicht das Richtige. Ich wünschte, daß Ihr bald in den Hafen kämt. Du sollst sehen, daß es dann anders wird. Mit Gott, mein Kind!“

„Ich wünschte es selber,“ meint sie.

Falstein ist glücklich. Es wird, es wird! „Du bist heute nett zu Mama gewesen, Rose, ich danke Dir dafür. Es wird schon werden mit Euch!“ sagt er in der Bahn und drückt ihre Hand.

Es zuckt um ihren Mund. „Du hast viel Glauben,“ spricht sie. „Auf eine Visite hält man's überall aus. Und meinst Du wirklich, daß Deine Mutter tagaus, tagein sich auf eine nervöse Schwiegertochter stimmen kann?“

Er versinkt in finstres Schweigen. Heute begleitet er sie nicht auf ihr Zimmer, und sein Abschied ist füher.

„Lieber,“ sagt sie plötzlich, als er gehen will, „komm morgen über Tag nicht her, ich habe Besuche vor. Aber versprich mir,punkt sieben hier zu sein. Wenn ich noch nicht zurück sein sollte, so warte auf mich. Willst Du?“

„Gut.“

Am anderen Tage fahren zwei Büge an einander vorüber, in dem einen sitzt Egon Falstein, in dem anderen Rose Bartels.

„Gi, Töchterchen, wie kommt das, — Egon ist vorhin nach Berlin gefahren, zu Dir, habt Ihr denn nichts verabredet? Welch ein gräßliches Wetter! Nun komme nur herein!“

„Ich möchte einmal etwas mit Dir allein sprechen, Mama.“ Sie nennt sie nun doch Du.

„Ja, was wird denn das sein? Warte, ich helfe Dir —“

Sie gehen in die Stube, wo das Nähzeug und die Brille der alten Frau auf dem Tische beisammen liegen. „Wir brauchen wohl nicht feierlich in den Salon zu gehen. Du bist ja hier zu Hause,“ sagte Frau Falstein und rückt einen Lehnsessel für Rose zurecht. Und die junge Frau sagt: „Ich bleibe nicht lange, Mama, fahre nachher gleich zu Egon, der mich erwartet.“

„Mein liebes Töchterchen!“ nickt Frau Falstein, setzt neben ihr und drückt ihr die Hände, die noch in den Handschuhen stecken. Nun also —“

„Sag einmal, Mama, wäre Dir der Gedanke wirklich so furchtbar, wie Egon meint, daß Du, wenn wir heirathen, irgendwo in der Nähe eine niedliche kleine Wohnung bezögest und uns die Villa überließest?“

Frau Falstein starre sie an, als höre sie nicht recht. Dann wurde sie ganz fahl im Gesicht. „Ja, — warum denn das? Wir haben doch hier ganz reichlich alle drei Platz. Ich will Euch ja nicht im Wege sein —“

„Sei nicht empfindlich, Mama. Wir können das ja in aller Ruhe besprechen. Sieh mal: Wenn zwei heirathen, so haben sie den Wunsch, sich so recht allein zu haben, das begreift Du doch. Und wenn sie die beste Mama hätten, zunächst ist selbst die zuviel. Das braucht ja nicht für immer zu sein, das kann sich nachher wieder ändern.“

„Wenn das zu Euerem Glücke notwendig ist und Ihr wünscht das —“ Die Lippen der alten Frau zitterten. „Egon ist auch der Meinung?“

„Glaube nur, Mama, es ist notwendig. Ich bin ja wohl die Hauptschuldige dabei. Ich bin durch die Jahre so an das Alleinsein gewöhnt. Aber ich denke, Egon ist im Grunde auch meiner Meinung —“

„Ja, warum sagt er mir da nichts? Das kann er doch seiner alten Mutter auch sagen.“

„Es wird ihm natürlich sehr schwer. Aber ich dachte: Du bist eine erfahrene Frau, und wir Frauen verständigen uns schon über so etwas. Du wirst ja alle Bequemlichkeit haben, und wir können uns so nett herüber und hinüber besuchen; und, wie gesagt: es soll ja nicht für immer sein —“

„Nun,“ sagt die alte Frau, „viel Zeit habe ich nicht mehr, darauf zu warten, daß es anders wird. Also, — das ist wirklich zu Deinem Glücke notwendig?“

„Verzeih, Mama, — ja. Warum sollen wir uns gegenseitig quälen? Du bist mir ehrwürdig und lieb als Mutter, und Du sollst nicht zu klagen haben über mich: aber thue es nur, — thue es Egon zu lieben und willige ein!“

„Natürlich,“ nickt Frau Falstein. Sie sah so ver-

stört, so verfallen aus. „Es ist ja mein einziges Glück gewesen, um meinen Egon zu sein. Aber die Hauptfache ist, daß er glücklich wird. Ich alte Person werde ja doch bald sterben, und er muß weiter leben. Ich habe so viel glückliche Jahre durch ihn gehabt. Nein, nein, — ich will gern das Opfer bringen.“

Rose stand auf, nahm die Hand der Mutter. Aber sie fühlte das Widerstreben, mit dem sie ihr überlassen wurde.

„Lebe wohl, Mama. Und Du bist mir nicht zu böse?“

„Nein, nein.“

Draußen hielt die Droschke noch, im Regen; Frau Falstein ging mechanisch, wie geistesabwesend, bis in den Flur mit, nicht weiter. „Vergiß Deinen Schirm nicht,“ mahnte sie.

„Ja, noch eins, Mama: bitte, sage vorläufig nichts davon zu Egon. Auch nicht, daß ich hier war. Er quält sich ohnedies so um diese Sache.“

„Sei ganz ruhig darum, ich sage ihm nichts.“

Der Wagen fuhr ab, Frau Falstein sah ihm von Fenster aus nach. Ihr war ganz betäubt im Kopf, die lebhaften Augen blickten wie erloschen, aber ihr Kinn zitterte. So ging sie zum Tisch, setzte die Brille auf und griff wieder zu der Näherei. Mühsam nur sah sie, mühsam stichelte sie, — auch die feine alte Hand zitterte. Das Mädchen kam, wollte decken: „Lassen Sie mir, Emma, ich habe jetzt gar keinen Appetit, ich hole mir vielleicht nachher eine Schnitte. Ein Glas Thee könnten Sie mir bringen.“

Das Mädchen kam mit dem Thee.

„Emma, sagen Sie dem Herrn nicht, daß seine Braut hier war, verstehen Sie?“

„Schön, Madame.“

Sie versuchte den Thee: er war noch zu heiß. Und sie ließ die Arbeit sein und fing an zu grübeln. Am einmal kamen ihr die Thränen, rollten und rollten. Sie setzte die Brille ab. Manchmal schluchzte sie leise an.

Endlich erhob sie sich mit einem Entschluß. Nachdem sie die Thränenspuren getilgt, rief sie aus der Thür, daß Mädchen möge ihr die Lampe auf ihr Zimmer bringen.

Nun sah sie vor ihrem Schreibtischchen oben und verfaßte mit alten Schriftschöpfeln aus der Großmutterzeit einen Brief. An eine einzeln lebende Schwester in Halberstadt.

„Liebe Emilie!“

Mein Egon wird sich verheirathen, mit einer schönen jungen Witwe aus Magdeburg, die wir in Sachsen kennen gelernt haben. Ich merke, daß es ihnen lieb wäre, wenn ich sie die ersten Jahre allein ließe. Du wolltest ich nun fragen, ob es Dir recht wäre, wenn es zu Dir zöge; das wäre mir das Liebste. Sie wollte mir ja eine Wohnung hier mieten, aber es ist mir ungewohnt, und ich fürchte mich davor, so allein zu leben. Sie wissen nichts davon, daß ich Dir schreibe. Du brauchst auch nichts zu erwähnen.

In treuer Liebe Deine Schwester

Karoline.“

Das Mädchen mußte den Brief noch in den nahe Postkasten tragen, während sie sich niederlegte. —

„Verzeih, Lieber,“ sagte Rose Bartels im Hotel, „entschuldige mein Wartenlassen. Wie das geht bei Besuchen: eben wenn man sich verabschieden will, kommt noch eine Hauptperson an.“

Sie fand doch nicht den Mut, so wenig das sonst in ihrer Art lag, ihm die Wahrheit zu sagen.

* * *

Ein paar Tage vergingen.

Rose Bartels erwähnte nichts mehr von dem Auszuge der Mutter. Aber Falstein sagte: „Ich weiß nicht, was meiner Mama fehlt. Sie ist so eigenthümlich gedrückt, ich finde sie so verändert, daß ich in Sorge bin, sie wird frank, um nicht zu sagen, sie ist frank.“

„Ah, das thut mir leid,“ meinte die junge Frau, ohne sonderlichen Aufwand von Affekt. „Hoffentlich ist Deine Furcht grundlos. Hast Du sie nicht gefragt?“

„Natürlich; sie wehrt selber ab: es fehlt ihr nichts.“

Eines Morgens lagen zwei Briefe auf dem Kaffee-tisch, einer an Falstein, einer an die Mutter adresiert. „Bon Tante Emilie,“ nickte Falstein, der zuerst erschien waren; und er schnitt seinen Brief auf.

„Vieber Egon!“

Was sind das für Geschichten: Du willst heirathen, — wozu ich Dir natürlich von Herzen Glück wünsche, — aber Ihr wollt Deine Mutter nicht bei Euch behalten. Ich soll Dir zwar eigentlich nicht darüber schreiben, aber ich sehe nicht ein, weshalb ich da ein Blatt vor den Mund nehmen soll. Natürlich ziehe ich gern mit Deiner Mutter zusammen, wenn Ihr sie durchaus so

sein wollt. Aber ich finde das sehr sonderbar und hätte Dir das nicht zugetraut. Die alte Frau, die so an Dich gewöhnt ist, hältst Ihr ruhig die paar Lebensjahre noch an ihrem Platze lassen können. Ich bin so verdutzt, daß ich's gar nicht glauben kann, und denke, Deine Mutter, die immer ein bißchen empfindlich war, hat Euch etwas übel genommen und macht sich Einbildungen. Schreib Du mir doch erst mal darüber.

Mit bestem Gruß Deine Tante

Emilie."

Falstein war roth über das ganze Gesicht und steckte den Brief in die Tasche. "Guten Morgen, liebes Sohnerl," sagte Frau Falstein und kam, ihn zu küssen. "Ist Dir etwas? Du siehst so verstört aus. — Ach —"

Da lag der Brief für sie.

"Von Tante Emilie," meinte sie obenhin und sah ganz verschämt aus.

Sie tranken ihren Kaffee, sprachen über gleichgültige Dinge. Dann stand Falstein auf, ging mit gerunzelten Brauen ein paarmal in der Stube auf und ab, während die alte Frau ihm etwas ängstlich zusah.

"Mama," sagte er, und stand vor ihr, "Du hast Tante Emilie geschrieben, daß wir Dich aus dem Hause haben wollten und daß Du zu ihr ziehen möchtest. Wer hat Dich darauf gebracht?"

Sie hatte Thränen in den Augen. "Sei nicht böse, liebes Sohnerl," und dabei haschte sie nach seiner Hand, als wollte sie sie die küssen. "Emilie sollte Dir ja nichts davon schreiben —"

"Mir ist's sehr lieb, daß sie mir geschrieben hat. Ich habe Dir keinen Anlaß dazu gegeben, von selber bist Du auch nicht auf die Idee gekommen —"

"Doch, Sohnerl, — ich dachte nur, — es ist doch nur natürlich —"

"Nein, das ist es nicht, Mama. Ist Rose bei Dir gewesen, oder hat sie Dir geschrieben?"

"Ach, Egon, laß doch das —"

"Nein, das muß ich wissen."

"Aber wirklich, — Gott, Egon, erlaß mir das. Es ist ja ganz gut so, nun füge Dich doch drein."

"Nein, es ist nicht ganz gut so, und ich füge mich nicht drein. Ist Rose bei Dir gewesen?"

Sie weinte laut. "Ich kann nicht lügen, Sohnerl, und ich habe doch versprochen zu schweigen, — quäle Deine alte Mutter doch nicht so, mein guter Junge."

"Gut, Mama. Ich weiß genug. Und ich sage Dir: Du wirst bei mir bleiben, wie es auch komme. Rose muß sich fügen. Du wirst Deine alten Tage in Frieden bei mir verleben, und wenn die ganze Verlobung in die Brüche gehen soll."

Sie stand auf, legte ihre Arme um ihn und hob das thränen-überströmte Gesicht zu ihm auf: "Egon, wenn Du Deine alte Mutter lieb hast, so läßt Du sie's nicht entgelten. Sie hat es auf ihre Art ganz gut gemeint, und ich kann ihr nachfühlen. Sag ihr jetzt nichts davon, wo Du so erregt bist, gib mir Dein Wort darauf! Ich bin Deine Mutter, die Dich unter dem Herzen getragen hat, — gib mir Dein Wort darauf!" Sie legte beide Hände zusammen und hob sie zu ihm auf.

Er sah finster in die Lust. "Bewünschter Weibereigeninn!" sagte er durch die Zähne. "Das kann gut werden; das verspricht etwas für später. — Schön, Mama, wenn Du wünschst —"

"Hat sie Dir denn nichts davon gesagt?" fragte die alte Frau zaghast.

"Nein. Belogen hat sie mich, wie es scheint."

"Aber überleg dir's, Egon. Vielleicht ist es für mich wirklich nicht gut, bei Euch zu bleiben, wenn sie das doch nicht wünscht. Sie wird mir immer heimlich grossen, und mir wäre es schrecklich, das alle Tage zu merken. Und wenn ich dann immer bekümmert bin, so verbittert Dir das auch das Leben. Ich werde es ja überwinden, wenn ich gehen muß; ich habe Dich ja so lieb, und Du sollst doch glücklich werden, mein Sohnerl."

"Meine Mutter," murmelte er erschüttert, "meine himmlisch gute Mutter!"

Er beugte sich nieder, nahm sie in die Arme und küste sie, bis er plötzlich ausschluchzte. Da ließ er sie los und ging hinaus.

Die alte Frau irrte planlos in der Stube herum, stand am Fenster, am Tisch. "Mein Gott," murmelte sie, "er ist so böse auf sie, und ich bin schuld daran. Es ist zu dumm von Emilie, zu unrecht. Es ist wirklich viel besser, wenn ich fortziehe, es scheint der Rose doch zuviel daran zu liegen. Wenn sie nur noch einmal käme, ich möchte doch ganz bestimmt wissen, ob sie es nicht mit mir versuchen könnte."

An diesem Tage wurden noch zwei Briefe gewechselt.

Liebe Tochter!

Durch einen unglücklichen Zufall hat mein Egon gemerkt, daß Du hier allein bei mir warest und daß ich aus dem Hause will, wenn Ihr heirathet. Er war darüber zornig, aber er hat mir versprochen, daß er Dich das nicht entgelten lassen und darüber schweigen will. Ich kann wahrhaftig nichts dafür, daß es so gekommen, bin auch dabei geblieben, daß es besser ist, ich gehe. Ehe ich das aber thue, wollte ich Dich doch noch einmal fragen, ob es Dir wirklich ernstlich am Herzen liegt, daß Ihr ohne mich lebt, und ob Du Dir gar nicht denken kannst, daß es auch ginge, wenn ich arme, alte Frau ganz still bei Euch lebe, ohne Euch zu incommodiren. Ich will mich ja in alles fügen. Schreib mir doch darüber.

Deine treue Mutter.

Nachschrift. Schreib aber gleich, sodaß der Brief heute Abend an mich kommt, wenn Egon bei Dir ist."

Am Abend kam Rose's Antwort.

Liebe Mutter!

Daß Egon von meinem Besuche bei Dir erfahren hat, ist mir sehr unangenehm. Ich muß die Folgen eben tragen. Ich habe mir's hin und her überlegt und mein Gefühl gefragt, und ich muß leider dabei bleiben: es ist besser für alle Theile, wenn wir an unserer Absprache festhalten. Ich könnte es ja versuchen, aber was haben wir davon? Ich weiß ganz genau, ich würde darunter leiden, und ich bin leider eine so unglückliche Natur, daß ich mich nicht so bezwingen kann, wie ich wohl möchte, und daß ich Dich kränken würde. Das möchte ich wirklich nicht, darum ist's besser, ich spreche mich offen vorher aus. Wie ich Dir schon sagte: es kann ja später einmal anders werden.

Wenn Egon auch jetzt böse ist, er wird sich schon darein finden, wenn nur wir beide einig bleiben.

Mit bestem Gruß

Rose."

Frau Falstein nahm die Brille herunter und nickte ein paarmal. "Sie bleibt dabei —" Und sie versank in sich.

Egon wird nicht wollen, — gingen ihre Gedanken. Er wird zornig werden, wie heute früh, und wird mich nicht fort lassen. Ich glaube bestimmt, er wird sich mit seiner Braut heftig занcken, und am Ende werden sie gar aus einander kommen. Großer Gott, das wäre ja schrecklich! Wenn ich bloß wüßte, was ich da thue. Ich habe so gar keinen Menschen hier, der mir raten könnte, — nein, ich kann doch fremde Leute nicht darin einweihen. Hm —

Ich denke, wenn ich heimlich fortginge, das wäre das beste. Emilie will mich ja, ich thue wohl am besten, wenn ich heimlich zu ihr reise. Die Emma kann ja so lange ganz gut für Egon sorgen. —

Sie ging auf ihr Zimmer, kramte allerlei zusammen und fing an, einen kleinen Koffer vollzupaden. Dazwischen weinte sie und verlor endlich den Muth. So legte sie sich schlafen.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Postfahrt.

Denkt Du noch der Sommernacht, der schönen,

Da wir schweigend durch die Berge fuhren,

An des Posthorns tiefmelodisch Tönen

Hoch ob stillen, schlafbefang'n Fluren?

Weißt Du noch, wie wir an seiter Stelle

Zu beberztem Wandern ausgestiegen?

Rings in silberweißer Mondenhelle

Lag der Wald so märchenhaft verschwiegen.

Hinter uns verklang das Peitschenknallen,

Sacht erstarb ein müdes Schellenklingen.

Gold'ne Sterne sahn wir niedersfallen, —

Fernher zog ein Nachtigallen-Singen. —

Stumm besieglt, eng und traut umschlungen,

Wagten wir uns kaum ein Wort zu sagen,

Fühlten heimlich uns're maienjungen

Heissen Herzen voll Erwartung schlagen.

Hoch vom Gipfel, an der Wegeswende,

Schauten wir in überglänzte Weiten.

Unser Leben schien, wie dies Gelände,

Reich und schön sich vor uns auszubreiten.

O, das süße, unerfüllte Ahnen

Eines Glückes, das wir nie besessen . . .

— Längst Getrennte ziehn' wir uns're Bahnen:

Jene Sommernacht blieb unvergessen.

Alice Freiin von Gandy.

Nachdruck verboten.

Frau Kunst und die Kleinen.

Von Ferdinand Avenarius.

Ka, das weiß ich, werthe Frau, daß man so innig wie Sie die Kunst nicht lieben kann, ohne den herzlichen Wunsch, recht viel von dieser Liebe, die sicher beglückende Gegenliebe erwacht, den Kindern zu übermitteln. Dächten alle Mütter so, wir würden bald wieder ein echtes Kunstmäzen, wir Deutschen, deren mangelhafte künstlerische Erziehung jetzt so mancher unserer besten Köpfe belässt. Und ganz und gar richtig ist Ihr Empfinden, daß schon in der Kinderstube oft geradezu darüber entschieden wird, ob einem jungen Menschen seine das Haus der Kunst mit all' seinen Wohnungen für immer verschlossen bleiben oder geöffnet stehen soll. Wenn Sie mich aber einladen, bei der ersten Führung Ihrer Kleinen in unser gelobtes Land Ihre kluge Hand zu berathen, so wird es doch nur Weniges und Allgemeines sein, auf was ich Sie aufmerksam machen darf.

Denn über eine wichtige Vorfrage sind wir ja einig: daß nie und nimmer die Rede sein könnte davon, Künstler herauszuziehen schon aus dem Kindesalter. Künstler sind selten; das keineswegs immer beglückende Geschenk einer edlen künstlerischen Begabung schlummert nur in Wenigen, und wenn wir's in Kindern zu sehn glauben, täuschen uns oft oberflächliche Talente. Die hegen und pflegen wir dann wohl mit vergeblicher, nein, mit einer Mühe, die schädigt, weil unsere Arbeit um ihretwillen wichtigeren Anlagen entzogen wird. Es kann sich immer nur darum handeln, Künstlereunde zu erziehen, ich meine: Menschen, die fähig sind zum Kunstenzum. Nun aber: auch wer Kunst nur recht genießen will, wird wohl daran thun, sich künstlerisch auch zu betätigen. Besteht doch in der Heranbildung eines verständnisvollen Kunstpublikums vielleicht der allerhöchste Werth eines feinen Disponententums! Aber auch nur als eine dilettantische sollen wir solch eine Beethärtung dann betrachten. Das echte Talent wird dadurch nicht geschädigt: lag es wirklich in unserem Kinde, so könnten wir's auch nicht besser pflegen als so, bis es plötzlich vor aller Augen unverkennbar hintritt und sagt: hier bin ich und fordere mein Recht.

Sollte doch wenig mit so großer Vorsicht und nur nach reiflicher Überlegung unternommen werden, wie die Bewegung irgend einer Anlage vor der anderen in der Erziehung schon des Kindes! Bevor wir Künstler oder Gelehrte oder irgend etwas besonderes sonst sind, sollen wir ja Menschen sein, harmonisch ausgebildete Menschen, und zumal der Künstler muß noch vor anderen streben, auch zu künstlerischer Arbeit die Kraft aus einem Vollmenschen in sich zu nehmen. Schon deshalb wäre es grundsätzlich, bereits beim kleinen Kinde eine künstlerische Anlage „ausbilden“ zu wollen, sobald sie sich nur zeigt, um ein Wunderkind heranzuzüchten. Es wäre falsch, auch wenn solche „Anlagen“ wirklich echt sind und nicht, wie so oft, vorübergehende Neigungen einer jungen Seele, Entwicklung-Erscheinungen, die sich beim Heranreifen „auswachsen“, auslösen, sodah alle Mühe umsonst war. Natürlich, es wäre auch fürs frühere Kindesalter schon thöricht, etwaige Neigungen, die auf Talente schließen lassen, durch Verbote und Zwang zu unterdrücken. Ich rate nur davon ab, sie jetzt schon ausdrücklich zu fördern. Seine stille Unterstützung wird der Erzieher in diesem Alter den Kräften widmen, die vom Kind vernachlässigt werden: ist es nüchternen Geistes, wird er seine Phantasie, ist es phantastisch veranlagt, wird er sein fühlendes Beobachten anzuregen suchen u. s. w., damit die schöne Ebenmäßigkeit hohen Menschenthums sich vorbilde.

Aber ist aber das Schlimmste das: gerade da, wo die Erziehung fördern will, verdorbt sie oft die gejunde Anlage. Wäre es anders, es ließe sich kaum erläutern, warum aus der Fülle künstlerischer Genügsamkeit im Kinde so wenig ins spätere Alter hinübergetragen wird. Denn wir wissen es ja: das Kind ist in vielen seiner liebsten Thätigkeiten eine Art von Künstler. Gewiss, Sie müssen ein wenig Salz dazu nehmen, wenn Sie diesen oft gethanen Ausspruch genießen wollen, verehrte Frau: zum Künstler gehört ja auch das Können, und das ist bei den Kleinen denn doch recht mangelhaft, nicht wahr? Aber den Weisen noch find sie Künstler, insfern die Phantasie bei ihnen bei weitem die grösste Rolle spielt. Wie hilft ihnen diese Phantasie beim Nachahmen, mit dem ja fast alle Kunst beginnt! Sie geben dem Kind einen Würfel und ein rundes Stück Stab, — jetzt wird in seiner Phantasie ein Haus daraus mit einem Baum daneben, jetzt ein Wagen mit einem Pferde davor, jetzt ein Tisch, an dem der Papa steht! Auf einer weiteren Stufe bildet das Kind selber nach, — was macht es alles aus dem feuchten Sande, für seine Augen ganz genügend feminin! Und es verhält sich solcherlei „Schöpfungen“ gegenüber nicht fühl beträchtend, sondern es spielt mit ihnen. Sind viele seiner Spielereien mit Kameraden schon eine Art erster mimischer und theatralischer Liebhaberkunst, so geht es jetzt viel weiter noch: es belebt sich, was es soeben gebildet hat, und stellt es dann als Spielsameraden mit ein. Es treibt, mit anderen Worten gesagt, mit den Gebilden kindlicher Plastik eine kindliche Dramatik. Und auch, wo es nicht erst selber geformt hat, strect es zu solcherlei „Gefammtkunstwerken“: der ungewortene Tisch mit zwei Stühlen davor wird zum Wagen, vier, fünf Stühle hintereinander werden zur Eisenbahn, in der man fährt. Vergegenvörthigen Sie Sich freundlich, verehrte Frau, was das sagen will; es heißt Dichter, Schauspieler und Publikum in einer Person sein. Wo bleibt nur später all diese wundervolle Fähigkeit zur Illusion?

Nein, es ist nicht ganz richtig, daß sie durch das „Denken“ abgelöst werde! Mit der Fähigkeit klaren Denkens steht's unter uns Großen auch nicht überall zum Besten; es ist überhaupt nicht die Entwicklung von Fähigkeiten, auf die unsere „Bildung“ trotz seu dari. Fähigkeiten bedeuten Ausbildungen der körperlichen und geistigen Organe; was uns die Erziehung gibt, sind aber zumeist nur Kenntnisse. Und Kenntnisse verhalten sich zur echten Bildung, d. h. Ausbildung, wie Nahrungsmittel zur wirklichen Ernährung und zum Wachstum: es ist ja selbstverständlich, daß wir dem Kinde auskömmliche Nahrung reichen, ist aber kein Wagen schlecht, so wird sie nicht dem Ganzen zum Vortheil ausgenutzt. Deshalb: stärken wir dem Kinde die geistigen Organe, wenn sie schwach sind, und erhalten wir sie gesund, wenn sie gesund sind, — verläumen wir das, so hilft alle Fütterung mit Kenntnissen nichts.

Ich will heute nur von der Kunst in der Kinderstube sprechen, von der künstlerischen Erziehung, ehe die Schule beginnt. Wird doch schon hier weit aus in den meisten Fällen zum künftigen Menschenbau gleichsam der Grundriss abgesteckt. Schon hier also, behauptet ich, beginnt in der Durchschnitts-Erziehung die Entfernung der kleinen von der Kunst, mit der sie von Natur gut Freund sind, und an Stelle der Ausbildung ihrer geistigen Organe das Ausführen von Kenntnissen ohne Rücksicht auf ihre „Verdaulichkeit.“ Wir werden uns über diese Behauptung verständigen können, meine gnädige Frau, wenn wir zusammen eine modische Kinderstube besuchen.

Nehmen Sie an, in einer solche gerathet durch irgendwelche Lebensfügung ein armlich erzogenes Kind. Die „Puppe“, mit der es bisher gespielt hat, war ein Holzscheit, ihre Bekleidung war ein bunter Lappen übrig geblieben Kleiderstoffs, ihr Bett war sich schäpse aus eigener Anschauung solch

schöne Puppe dem Kind bald gar keine Puppe zum Phantasie-Spielen mehr, sondern gleichsam ein anderes, wirkliches Kind. Aber ein sehr langweiliges, das höchstens „Papa“ und „Mama“ sagt. Wie anders das alte Holzscheit? Da sind ein paar Flecken darin, das sind Augen, die jetzt lustig und jetzt traurig drein sehen, ganz nach Wunsch, das Stoff Vorle darauf ist heute Haar und morgen Hut, der Lappen heute Bauernhemd, morgen Prinzenmantel, — all das beschäftigt mißhelos aber angenehm die Phantasie: das Kind wirkt mit beim Spiele, und das soll und will es.

Solch eine Beschäftigung nun bedeutet eine Übung, was aber nicht geübt wird, das kommt nicht vorwärts, das verflümmt schließlich. Dah die Phantasie mehr und schneller erlahmt, als der Naturlauf mit sich bringt, zum guten Theil liegt es am falschen Spielzeug. Wo sich's nicht nur um geschickte Bewegung handelt, wie etwa bei Reisen und Ballspiel,

Freilich, die Bildung der Phantasie allein giebt ja noch nicht ausreichende Vorbildung zum Kunsten genuss. Einseitig betrieben, wäre sie sogar eine gefährliche Sache. Ein bekanntes Epigramm, das den „Leidenschaften“ gewidmet ist, läßt sich recht leicht auch auf Phantasmen abwandeln: es sind

schäumende Pferde,
Angespannt an den rollenden Wagen:
Wenn sie entmeistert sich überschlagen,
Zerrn sie Dich durch Staub und Erde.
Aber lenkst Du fest die Bügel,
Wird ihre Kraft Dir selbst zum Flügel,
Und je stärker sie reißen und schlagen,
Um so herrlicher rollt der Wagen.

Was aber „die Bügel“ der Phantasie „fest zu lenken“ lehrt, das ist die Beobachtung, ist das gesunde und vertret-



Ein Liebeslied. Nach dem Gemälde von V. Reggianini.

eines Puppen-Haushalts, den ich als solchen zuerst nicht einmal erkannte) ein zerbrochenes Blechgechirr. Nicht wahr, es gehörte viel Phantasie dazu, das alles im Spiel zu beleben? Und doch, dem Kind war's eben nur Kinderspiel. Die Großen aber, unter deren Aufsicht die arme Kleine jetzt tritt, haben Mitleid mit ihr, und so wird sie bald mit einer schönen, theuren Puppe bedacht, die echtes Haar, bewegliche Augen und feine, kleine Kleiderchen hat. Man fand sie niedlich, fand sie geradezu süß, als man sie sah, und das Kind ist selbstverständlich von ihr auf das Höchste entzückt. Selbstverständlich? Ja, denn es bringt natürlich ein großes Lustgefühl, mit einem Schlag überwältigt als sein eigen vor sich zu sehen, was man sich bisher nur in der Phantasie vorgestellt hat, und das ungefähr bedeutet doch der plötzliche Besitz der schönen Puppe für ein Kind, dem sie etwas Neues ist. Schade nur, daß solch eine Freude, um deren grohen Eindruck willen immer wieder von Vätern, Müttern, Onkeln und Tanten Geschenke falsch ausgewählt werden, nicht lange vorhält! Ein Gefühl, das seine neue Nahrung erhält, ermüdet eben und vergeht, und so kann es kommen, daß das Kind rasch gleichgültig gegen die schöne neue Puppe und vergnügt wird, wenn es wieder sein altes Holzscheit findet. „Wie undanbar es ist!“, rufen dann die Schenker, „Wie unflug ihr wart!“, möchte unsreiner rufen, wußtest ihr denn nicht, daß das Kind mit der neuen Puppe viel schlechter spielen kann, als mit der alten? Die schöne Puppe ist ja ein fertiges Ding; es braucht ganz schrecklich wenig Einbildungskraft dazu, aus ihr ein Menschenbild zu machen, und sie zwingt das Kind, dieses Menschenbild, sozusagen nicht nach eigenem Gedächtnis, sondern ganz genau nach Vorschrift zu sehen. Nicht frei spielen kann seine Phantasie damit, nicht sich tummeln nach rechts und links, sondern sie wird gleichsam am Arm auf abgestecktem Wege ganz schurigerade auf das deutliche Ziel hingeführt. So ist die

wo hier überhaupt die Phantasie ins Spiel kommt, da soll ein gutes Spielzeug die Phantasie nicht hemmen noch überreizen, sondern in angenehmer Anregung halten.

Aber dem Mangel an Verständnis des kindlichen Phantasie-Bedürfnisses begegnen wir außerordentlich oft in der Kinderstube. Da sind die Mäuse mit dem Uhrwerk im Leib, die von selber laufen, die Eisenbahngleise, die auf gelegten Gleisen von selber im Kreise fahren, die Windmühlen, welche die Flügel drehen u. s. w., — lauter Spielsachen, die dem Kind zwei Tage lang großen Spaß und dann wachsende Langeweile bereiten, wenn es seine Wissbegier nicht durch eine Art von Dissection der merkwürdigen Dinger drastisch befriedigt. Ausgezeichnete Pädagogen haben hundertmal auf die Verfehltheit all solcher Wunder hingewiesen, es hilft nichts, sie stehen immer noch hoch im Kursus der Spielwarenläden. Je jünger das Kind, je einfacher dürfte nicht nur, sondern sollte sein Spielzeug sein. „Ein Spazierstock, der zum Stedenspferd dient“, sagt der treffliche Konrad Lange, dessen Buch über „die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend“ ich Ihnen, verehrte Frau, und allen klugen Müttern herzlich zum Lesen empfehle, wie ich's auch für diesen Brief mit benutze, „ein Spazierstock, der zum Stedenspferd dient, ist pädagogisch wertvoller, als ein wirkliches Stedenspferd, ein hölzernes Schaukelpferd wenigstens für die ersten Jahre geeigneter als eines mit Haaren und echtem Sattel. Allmählich erst, wie die Erfahrung sich bereichert und die Beobachtung sich vervollkommen, kann auch das Spielzeug ohne Schaden in Form und Farbe mehr durchgebildet und „realistischer“ werden.“ Wie aber vergeße man beim Einkauf darauf zu achten, daß die junge Seele mit dem neuen Ding auch „etwas anfangen“, daß sie auch wirklich darmit spielen könne. Es bloß „im Gang zu sehen“ und dann ihm zuzusehen, das ist nichts für die Jugend, die will selbstthätig „immer mit dabei sein.“

liche Verhältniß zur Wirklichkeit. Zunächst einmal zu erkennen, wie es in dieser Beziehung mit der Kindesseele steht, ist nicht so ganz einfach, — und ist doch nötig, wollen wir sie beeinflussen.

Es ist nicht ganz einfach, denn wir müssen uns hier daran hüten, manches aufs Kind zu übertragen, was bei uns Erwachsenen ganz selbstverständlich ist. Das kleine Kind sieht zunächst ganz anders, als wir Großen. Bärtliche Eltern sind wohl davon überrascht und entzückt, wenn ihr kaum anderthalbjähriger Kleiner die Photographie von Papa, Mama oder Geschwisterchen erkennt, und schließen daraus auf besondere Begabung. Die Sache liegt anders: das ganz kleine Kind vollzieht nicht etwa die Abstraktion von Farbe und Raum, da wir Großen beim Betrachten einer Photographie nach der Wirklichkeit vollziehen, sondern es sieht die Wirklichkeit selbst gleichsam wie eine Photographie, nämlich als Fläche und ohne Farbe. Deshalb ist es ganz unnötig, Spielzeug und Bilderbücher für die ersten drei halb Jahre farbig zu machen. Dann aber erwacht der Farbensinn, und nun soll er durchaus geübt werden, nun also soll z. B. das Bilderbuch durchaus farbig sein. Man hat das mangelhafte Farbengefühl der Deutschen zu einem Theil geradezu darauf zurückgeführt, daß die farblosen Bilderbücher Ludwig Richter's des Großen und seiner Nachahmer mehrere Geschlechter lang den Kindern gerade in dem Alter gegeben worden sind, wo sie dringend farbige Bilder gebraucht hätten. Es war eben immer wieder derselbe Fehler: die Erwachsenen beurtheilen nach sich, was sie den Kindern geben. Farblose Bilder in den allerersten Jahren, dann farbige die ganze Kindheit hindurch, und erst in der reiferen Jugend neben den farbigen wieder farblose, — das ist das Richtige. Aber die farbigen Bilder müssen wieder der kindlichen Entwicklungsmöglichkeit angepaßt sein. Verwickelte Kompositionen mit seinen Modellirungen und reichere Perspektiven mit der ganzen



Zm Grünen. Nach dem Gemälde von G. Klimt.

Paletti der Malerei in hundert Uebergängen dargestellt, das „Beiste“ vielleicht für den erwachsenen Menschen, ist doch für das Kind nicht nur nicht „gut genug“, sondern geradezu schlecht: es kann nicht verstanden werden und verwirrt und verblüfft deshalb. Starke, leuchtende Farbenstückchen mit kräftigen Umrissen von einander abgegrenzt, überhaupt Klarheit und Einfachheit in jeder Beziehung, das müssen Bilder haben, soll sie ein kleines Kind wirklich geistig aufnehmen und verdauen. Wie es heranwächst, mögen dann mehr und mehr die Bilder sich unserem Wezen, dem der Erwachsenen, nähern. Aber immer hütet man sich vor dem Zuviel, und insbesondere davor, unseres Geschmack der Jugend aufzwingen zu wollen. So bewahre man die Bilderbücher vor allzu „schönen“ Dingen. Schönheit kann auf hundert Wegen gefunden werden, es ist nicht gut, daß wir die Jugend zwingen wollen, sie durchaus und allein auf dem unsern zu suchen, indem wir ihr den Weg gleichsam mit Ideal-Gestalten nach dem gerade herrschenden Kunstgeschmack abstellen. Das würde zur Veräußerlichung des Schönheitsgefühls führen, zum Aufheben eines konventionellen Kanons an Stelle der lebendigen Natur. Nicht das Schöne „steigt“ schon im Kinde, das jeder Mensch später aus eigener Seele in die Dinge hineinträgt, sondern das Charakteristische, das er dem Wesentlichen im Eindruck der Auseinandernehmung entnimmt. Und wenn das Charakteristische zunächst auf dem Wege der Karikatur und des Hässlichen gefunden und mit Vergnügen begrüßt wird, so braucht das keine Mutter betrübt oder besorgt zu machen, — es liegt im natürlichen Lauf der Entwicklung und versperrt der Freude am „Schönen“, die später kommen wird, nicht den Weg. Weil die Freude am Schönen erst später kommt, halte ich deshalb sogar einen Meggendorfer für ungesährlich. Erwärmen allerdings kann ich mich nicht für ihn. Er zeigt zu oft Hässliches, das nur hässlich und nicht charakteristisch ist, das rein Verzerrten aber ergiebt noch keine Karikatur.

Sie behalten immer im Auge, verehrte Frau, daß es nicht die Bilder als solche sind, die dem Kind jene Freude bereiten, ohne die keine Erziehung gedeiht, sondern die Bilder als Abbilder — ich meine, daß ganz eigentlich der Vorgang des Wiedererkennens selber, wenn Sie wollen: des Herausgestaltens von etwas bekanntem Wirklichen aus diesen Linien und Farben ihm Vergnügen macht. Es sieht nicht gedruckte oder getuschte Bilder, wenn es ein Bilderbuch besicht, sondern macht mit seiner Phantasie sofort daraus Wirklichkeit auf Wirklichkeiten, zwischen denen es sozusagen herumreist. Auch wo das Spielen zu einem Gestalten wird, dürfen wir das nicht vergessen, wir dürfen ihm auch bei seiner „Handbeschäftigung“ den Genuss phantasie-vollen Nachschaffens nicht verklumfern, der ganz ein richtiger Kunstgenuss ist. Eine Aufgabe für die Phantasie soll in dieser Zeit des Spielens nie so schwer sein, daß sie nicht ohne große Anstrengung gelöst werden kann, aber auch nie so leicht, daß die Lösung nicht ein frohes Kraftgefühl mit sich bringt. Deshalb taugt z. B. dem Kind ein Bautasten nicht, der zu viele farbige Einzeltheile enthält: gedrechselte Säulen etwa, Fenstergebilde mit Glas, Spiybogen und Pfeiler machen einem begabten Kind so wenig dauerhaftes Vergnügen, wie die berusene, schöne Puppe. Stäbchen- und Fädchenlegen, Erbsenarbeit u. s. w. haben nicht zum geringsten gerade darin ihren vielleicht freilich überschätzten erziehlichen Werth, daß sie einfach sind und kein müssten. Ich meinerseits sehe allerdings die Nothwendigkeit ängstlicher Beschränkung auf ein und dasselbe Material, Stäbchen oder Fädchen u. s. w. nicht ein, ich meine: man könnte das Kind häufiger, als gerichtet, Stäbchen und Fädchen zusammen brauchen lassen und auch getrost noch andere Dinge, z. B. Erbsen oder auch mannigfaltig gesetzte und gefärbte Steine in dasselbe Spiel nehmen lassen. Ja, gerade in der Mannigfaltigkeit des benutzten Materials würde ich einen neuen Vorzug sehen.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Pech!

Humoreske von Eugenia von Adlersfeld-Ballestrem.

Noch was? Was? Einem Nasen-Club soll ich als aktives Mitglied beitreten? „Nasen-Club“ ist gut und erweckt meinen Sinn für Humor, den ich mir trotz des trockenen Tones der Jurisprudenz und meiner höheren Würde als Regierungsrath zu bewahren gewußt habe, aber ich sehe den Zusammenhang nicht recht ein, indem meine Nase sich eigentlich ganz richtiger Proportionen erfreut. Ach ja! Die Nasen sind hier in anderem Sinne aufzufassen? Ja, Kinder, da müßt Ihr Euch besser und bestimmter ausdrücken und zum Beitritt eines Clubs der „Genäten“ aufzordern. Na natürlich, da trete ich bei! Was kostet der Beitrag? Das kommt darauf an, ob man actives oder passives, das heißt erwartendes Mitglied wird? Das ist ja reizend! Unter activen Mitgliedern versteht man darnach solche, die in ihrer Carrrière mindestens eine „Nase“ aufzuweisen haben, und unter passiven die, welche eine solche erst in gebührender Demuth erwarten? Hm, — na, schreibt mich nur gleich als actives Mitglied ein, — warum sollte ich läugen und Nasenlosigkeit heucheln? Die Zahl der Passiven, d. i. der Erwartenden unter Euch wird nicht allzu groß sein. So, ja! Also, das ist des Pudels Kern, daß man beim Eintritt dem versammelten Club die Geschichte seiner größten und besten Nase zum Vortrag bringt? Kinder, das ist doch eigentlich eine sehr lästige Sache, indessen wer A gesagt, muß auch B sagen.

Ihr wißt wohl, werthe Club-Brüder und Schulfalogenen, daß ich an der Regierung meines engeren Vaterlandes, in der fürstlichen Residenz X. eine Zeitlang als Regierungsrath thätig war und als solcher auch zum Vorstande der Staatsbahn gehörte, das heißt, ich hatte in dieser Würde nicht viel mehr zu thun, als bei den gelegentlichen Abreisen und Ankünften der regierenden Herrschaften im Prad und weicher Binden auf dem Bahnhof zu erscheinen und die höchsten Herren und Damen in oder aus den Saloon-Wagen zu dienen. Leicht wie das scheint, so schwippt man doch noch darüber, wenn nicht aus Überzeugung, so doch aus Gründen, das gehört nun mal zum Geschäft. Gut. Eines schönen Tages reist unser Erbprinz zur Jagd nach Schloß Waldmanns Heil ab, wie es seine Gewohnheit ist in solchen Fällen, inoffiziell, das heißt allein mit seinem Büchsenpanner, indem er dazu ein reservirtes Coupé erster Klasse im

Coupe-Zug benutzt. Wann er wieder kommt, wird dabei nicht verrathen. Der besondere Fall, an den ich dabei denke, ereignete sich an einem Donnerstag, — am Montag darauf werde ich schon zu sehr früher Stunde durch einen Latschen ins erbprinzliche Palais gerufen. Ich werde mich also bald über Röhr in meinen vielgeprüften Prad, erscheine noch glücklich zur bestimmten Zeit an Ort und Stelle und werde sofort zu dem Erbprinzen geführt, der mich mit einem Gesicht empfängt, aus dem un schwer zu lesen ist, daß irgend etwas los ist.

„Nur Ruth“, dente ich mir, „es wird schon schlecht gehen!“ —

„Herr Regierungsrath,“ beginnt der Erbprinz auch ohne Umhause, „aus meiner militärischen Laufbahn ist mir bekannt, daß den Recruten ihre Vorgesetzten gezeigt werden, damit sie die Leute kennen, denen sie ihre Honneurs zu machen haben. Ich möchte Sie bitten, diesen Artikel der Erziehung auch bei dem Personal der Staatsbahn einzuführen, damit Vorfälle, wie ein mir selbst gestern zugeschobener, sich in Zukunft nicht mehr ereignen. Sollte die Verwaltung in Ihren Händen nicht die Mittel austreiben können, die Bahnbüroamten wenigstens mit einem Portrait der Angehörigen des regierenden Hauses auszustatten, damit sie wissen, wen sie vor sich haben, so will ich, wenigstens von mir, der Verwaltung ein paar Dutzend Photographien zu diesem Zwecke schenken!“

Unter uns, — ich muß nach dieser Einleitung ein fabhaft dummes Gesicht gemacht haben, jedenfalls aber ein so verständnislos-verblüfftes, daß es wie ein unwillkürliches Lächeln über des Erbprinzen Züge flog, denn der hohe Herr hat vielen Sinn für Humor.

„Also, das wollte ich bloß gesagt haben,“ fuhr er in bedeutend milderem Ton fort, „und nun sollen Sie auch wissen, was eigentlich passiert ist. Ich feierte gestern abend von „Waldmanns Heil“ nach hier zurück und bestieg auf der für das Jagdschlöß bestimmten Station N. N. ein leerer Coupé erster Klasse, wie gewöhnlich. Der Bahnhof war, wohl infolge des Sonntags, den die Residenzler gern zu Ausflügen nach dem Walde benutzen, enorm überfüllt, sodass ich Mühe hatte, durchzukommen, und kaum war ich in dem Coupé, als der Schaffner auch schon wieder die von meinem Büchsenpanner hinter mir geschlossene Thür aufzog, mich anscheinend absolut verständnislos anstarnte und mit dem Rufe: „Hier ist noch Platz!“ acht, — sage acht lärmende Kerle in mein Coupé hineinproppste. Sechs Type hat die Abtheilung, — zu neun waren wir nun drin, die theilweise auf den Seitenlehnen Platz nahmen, mir aber vorher ungeniert und ohne „Pardon“ zu sagen, auf den Rücken herumtraten. Einwände meinerseits waren fruchtlos, weil ich erstens sofort nach der dem Bahnhof entgegengesetzten Richtung gedrängt wurde, zweitens der Schaffner nirgends mehr zu leben war, und drittens der Zug auch schon im Abgehen war, als die Rotte Karab mein Coupé besetzte. Na, — an die Stunde Fahrt werde ich noch lange zurückdenken! Meine Reisegefährten waren mehr oder minder in einer äußerst gehobenen Stimmung, um's gelind auszudrücken, und machten einen Lärm, der für acht Personen wirklich eine Leistung war. Mir gegenüber saß ein Mensch, der seiner Seligkeit durch Singen Lust machte. Das Gesicht gerötet, den Hut im Genick, brüllte er ununterbrochen dasselbe Lied:

„Und in Hamburg steht ein gar schönes Karoussel,
Und da fahren die Mädel so lustig und so schnell,
Und sie haben keine Kleider und in jedem Strumpf ein Loch,
Aber fahren müssen sie doch! Juhu—u—u!“

Und jedes Mal, wenn er soweit war, schlug er mir mit beiden Fäusten auf die Knie und fragte mich: „Bin ich nich e lustiger Kerl? Häh?“ — Wenn ich ihm das, um nur keinen Standal zu verantwenden, eiligst bestätigte, fing er das Lied von neuem an, — dreigig Mal hat er's gesungen, aber ich konnte es schon nach dem sechsten Male auswendig. Ceterum censeo, — Herr Regierungsrath, ich möchte Sie ernstlich eruchen, Ihr Personal besser zu instruiren, damit in Zukunft ein Vorfall, wie der eben geschilderte, der schon für den Privatmann nicht angenehm ist, dem Thronfolger aber füglich erspart werden könnte, sich nicht noch einmal ereignet!“

Na, das wäre ja schon an sich eine sehr hübsche, ausgewachsene Rose gewesen, aber es kam noch besser. Zunächst stammelte ich, was mir von Entschuldigungen in den Sinn kam, und bot zum Schlusse Sühne an durch sofortige Entlassung des schuldigen Schaffners.

„Das fehlt noch,“ war die schnelle Erwiderung. „Oder glauben Sie wirklich, es könnte mich bestreiten, einen Mann fortzagen zu lassen, der doch eigentlich ganz unchuldig daran ist, daß er nicht besser instruiert war? Ich würde nicht einmal, daß der Mann einen Verweis erhält, nur belebt soll er werden. Ich hätte übrigens die Sache gar nicht erwähnt, wenn nicht die Erbprinzessin, meine Frau, morgen nach dem Seebrücke abzureisen gedachte, und ich ihr gern ein dem meinen ähnliches Erlebnis eriparen wollte, denn morgen ist Feiertag. Die Damen sind doch am Ende zarter besaitet, wissen Sie!“

Freilich, ich wußte genau und durfte mich mit meiner Rose nun zurückziehen. Fatal war ja die Geschichte auf alle Fälle, — der fragliche Schaffner war neu angestellt, und überdies, — na, es kam auf eins heraus. Jedenfalls sorgte ich sofort dafür, daß die Erbprinzessin nicht in einem reservirten Coupé abreiste, sondern ließ hübsch einen Salon-Wagen für sie einstellen und dachte Wunder, wie weise, vorsichtig und dienstefrig ich mich dadurch erwies. Wär's auch alles gewesen ohne mein Stedenspferd und ohne den verkrüppelten Käfer aus der Familie der Scarabäen. Ihr seht mich an, als ob ich phantasierte, — bitte, ich bin ganz bei Berichte und ganz bei der Sache, denn jetzt kommt erit der wahre Jacob.

Also, am folgenden Morgen, zur festgesetzten Stunde, stand ich im Prad und weicher Binden auf dem Bahnhof, nicht nur um die Erbprinzessin gebührend an den Saloon-Wagen zu führen, sondern sie, zur größeren Sicherheit, sogar bis an die Landesgrenze zu begleiten. Diesen heroischen Entschluß aus eigener Initiative bitte ich nicht zu unterschätzen, denn wenn die zu durchmessende Strecke auch nicht lang ist, so wird sie vermöge der von den Umständen nothgedrungenen Einrichtungen, daß alle Züge der fürstlichen Staatsbahnen an allen Stationen halten müssen, für Leute wie ich, die nicht gerne warten und dies noch weniger gern auf einem halben Dutzend Stationen thun, doch zu einem kleinen Kreuzwege. Aber was thut man nicht alles, eine Rose wett zu machen? Mit der Pünktlichkeit, welche die Höflichkeit der Könige ist, erschien denn auch die Erbprinzessin, begrüßte mich sehr gnädig, nickte baldvoll nach allen Seiten dem sie ehrenachtvoll begrüßenden Publicum zu

und bestieg den Saloon-Wagen mit ihrem Gefolge; ich nahm in einer Etablierung allein Platz, und die Reise fand tadelloß an.

Zwei bis drei Stationen mit je fünf Minuten Aufenthalts hatten wir eben hinter uns und der Zug lief nun in P. ein, wo zur angenehmen Abwechslung zehn Minuten Aufenthalts vorgezögert sind. Ich hatte bei dem Gebummel Durchkommen, und da ich wußte, daß das Bier in P. immer ausgezeichnet ist, so dachte ich mir: „Zeit hast du ja, — du leisten dir drinnen in der kleinen Restauration ein Schopphen und ißt ein paar Wiener Würstel dazu, — da vergehen die zehn Minuten am schnellsten und am angenehmsten.“ — Geholt, gethan. Raum hielt der Zug, was ich auch schon draußen um mit einem Gedächtnis an dem Bahnhof-Büffet, an welchem übrigens schon ein langer, dünner Herr mit einer grünen Botaniker-Trommel umgehängt stand, und sich gütlich thut.

Ich hatte das große Wort: „Ein Schoppen Spatenbräu, Kräuter!“ der Büffet-Mann soll noch nicht völlig zugerufen, da steht der Lange sein Glas hin und fällt mir um den Hals.

„Paul, alter Junge, bist Du's wirklich? Nein, aber so'n unerwartete Freude!“ schreit er dabei ungeniert los.

Ich rette meine weiße Binden vorsichtig vor seinen umschlingenden Armen, sehe mir den Menschen näher an, und war's? Rudolf Haidek war's, mein alter Freund und Corps-Bruder von Heidelberg her, jetzt Professor der Naturgeschichte und speziell der größte „Ärztologe“ seiner Zeit. „Dölfchen, Du?“ rufe ich also in größter Freude aus. „Wer hätte das gedacht! Ja, was macht Du denn hier?“

„Käfer gefuhr!“ verließt er mit dem Stolze, der ihm gebührt. „Wind gefriegt von besonders seltenen Käfern, so wie auf Euerm Humus gedeihen sollen!“

Aber natürlich nichts gefunden,“ werde ich achselzudenken, aber gepaart wie eine Cello-Saite. Und dies ist der Punkt, wo ich mein Stedenspferd eingestehen muß, — die Käfersammelwuth. Sonderbare Leidenschaft für einen Käfer, was? Dagegen ist aber, wie man dort sagte, „nix zu wolle“, denn bekanntlich erwähnt der Mensch sich immer ein Gebüsch zum Stedenspferd, das nichts mit seinem Beruf zu thun hat, wie z. B. mein Freund Rudolf Haidek neben dem heimigen als Professor der Naturwissenschaften mit Begeisterung Briefmarken sammelt.

„Nichts gefunden? Hoho, bitte sehr,“ erwidert er fast beleidigt. „Hier auf deutschem Boden, mitten in Euren Fürstenthümern habe ich eine Art Käfer gefunden, welche an nächsten mit dem heiligen, ägyptischen Scarabäus verwandt ist. Gefunden und bei mir, alte Seele! Willst'e's sehen?“

Ob ich wollte, — der Athem verging mir fast vor erwachter Käferleidenschaft! Ein dem Scarabäus verwandt nein, am nächsten verwandter Käfer! Und ich vegetire hier in diesem Lande, trete ihm, nämlich dem Käfer, womöglich täglich auf den Kopf und habe ihn nicht in meiner Sammlung. Ein Rest von vagem Pflichtgefühl läßt mich aber noch die Uhr ziehen, — noch sieben Minuten bis zur Abfahrt, — in der Zeit kann man sogar noch einen echten Scarabäus flüchtig bewundern! Im nächsten Moment sitzen wir mit frischen Schoppen, — die Würstel ließ ich Würstel sein, — an einen leeren Tischchen, und Rudolf Haidek trank seine Schop aus, — zuletzt den Käfer. Wir gingen die Augen über, die Mund wässerte mir, mein Herz schwoll in heimlichem Reiz um den seltenen Schop, der sorgfam präparirt und gespeist in einer sauberen Pappechaelte vor mir lag! Und das Bi durfte daneben stehen und schal werden, so tief waren wir alsbald versenkt in den kostbaren Anblick, in die weitgehende Jagdumpelei über Familie, Rasse, Specifica. Einmal, als draußen auf dem Bahnhof eine Glocke bimmelte, sah ich bald verständnislos auf, — was scheren einen Bahnglocken, wenn man einen Verwandten des heiligen, ägyptischen Scarabäus vor sich hat.

Ein langer, greller, sich entfernder Zug schreckte mich endlich auf, — meine Hand fuhr nach der Westentasche zu meiner Uhr, — Gott der Gerechte, — es war fünf Minuten über die Zeit! Wie vom Scarabäus selbst gestochen fuhr ich in die Höhe, drückte Rudolf Haidek mit flüchtigem Lebenwohl die Hand und raste, ohne mein Bier zu bezahlen, hinaus an den Bahnhof, — der Zug mit der Erbprinzessin war fort, — ich sah ihn noch eben sich um die Kurve schlängeln, welche der Bahnlörper dem Blick entzieht.

„Ja, wir dachten, der Herr Regierungsrath wollten haibleiben, und ließen den Zug deshalb abgleben, als die Warzeit um war,“ entgegnete der Stations-Vorstand gemüthlich an meine halb verhagende Frage.

Na, ich hab's ja immer gesagt, es kommt nichts mit Dummes raus, wenn die Leute erst anfangen zu „denken“ ihrer Zeit, das auszu sprechen war nicht. Gott sei Dank weiß ein Regierungsrath sich immer zu helfen, — ein paar bestirte Befehle und nach fünf Minuten sage ich im Prad, — mein Lieberzieher war natürlich im Saloonwagen zurückgeblieben, — neben dem Heizer auf einer Gottlob fertig dastehenden Lokomotive und fahre darauf, was haupte, was fannste, dem Zuge mit der Prinzessin nach. Aber mit welchen Gefühlen sah ich an meinem höchst würdelosen Platz. Na, Schwamm drüber, die Hauptfahrt war, daß ich überhaupt fuhr und Dank den beiden seitigen Tempi den vorausfahrenden Zug auch bald erreicht. Ich kam dann a tempo mit ihm zur nächsten Station, fand dort unbemerkt umziegen und brachte meine hohe Dame in Glorie und Glanz bis an die Grenze, ohne daß eine Sekunde geschehen.

Hübsch gedacht, aber es kam anders! Natürlich, als ich eben auf meiner Lokomotive von P. abfuhr, kam der Stations-Vorstand nachgerannt und schrie etwas, daß ich nicht verstand. Ich hatte daher nur herablassend mit der Hand gewinkt und „gut, gut!“ zurückgerufen, dann aber in der Sorge um meinen Zug die Sache vergessen. Jetzt, wo wir zur Einfahrt in die Station schon das Tempo der Fahrt verlängert, fiel mir die Sache wieder ein und ich sah nach, was der Mann wohl noch gewollt haben konnte.

„Haben Sie verstanden, was der Herr Stations-Vorstand gefragt hat, als wir in P. abfuhren?“ fragte ich den Heizer.

„Ha jo! Berichtende hammer'ich!“ war die freundliche Antwort.

„Na, was hat er denn gewollt?“ ermunterte ich den Mann wohlwollend.

„Ha, er hat halt frage wolle, was er mit jellere Bay machen solle thät!“

„Mit welchem Wagen?“ fragte ich harmlos.

„Ha nu, mit jellem Saloon-Wage, wo als losgeloppell

wurde ich," war die freundliche Erklärung, bei der mir eine fürchterliche Ahnung aufstieg.

"Salon-Wagen? Welchen Salon-Wagen?" brachte ich mühsam hervor.

"Da, wo als der Herr Riedierungsrath mit gekommen sein. Se hawwe dentl, wenn als der Herr Riedierungsrath ne weiter reise thät, könne mer'n loskoppeln un' schiehe lassie, bi'n als der negatife Zug retour nemmt."

Zu sagen, daß das Blut mir in den Adern gerann, ist viel zu gelinde ausgedrückt. — ich war einfach entgeistert! Kopeln diese, — na, ich will nicht anzüglich werden. — den Salon-Wagen mit sammt der Prinzessin darin ab, lassen den Zug absfahren, mich auf der Majestine hinterdrein, und warum, warum? Weil ich in der Restauration sitze, mein Bier warm werden lasse, einen deutschen Scarabäus bewundere und meinen besten Freund darum beseide. —

Läßt mich einen Schleier über den Seelenzustand decken, in welchem ich mich für den Rest des Tages befand. Kurz, als ich nach stundenlangem Aufenthalt in der eben erreichten Station wegen technischer Hindernisse endlich wieder wie eine geflügelte Lilie in P. anlangte, meldete man mir noch ganz stolz, daß der Salon-Wagen mit einem Güterzuge zurück nach der Residenz gelauft war, — mit der Prinzessin natürlich. Und ich durfte nicht einmal schimpfen, weil ich doch schuld an dem ganzen Salat war, — ich? Nein, der Scarabäus war schuld, und in dieser schrecklichen Stunde suchte ich ihm und seiner ganzen Familie, allen Rüsselsätern suchte ich, und es erleichterte mich nicht einmal.

Wie ein begossener Pudel lehrte ich endlich in die Residenz zurück und fand auf meinem Zimmer schon ein Handtschreiben des Erbprinzen vor, das mich mit der Ahnung erfüllte, als wäre es nicht der Begleitbrief für einen verliehenen Orden. Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht. — das Schreiben lautete folgendermaßen:

"Berehrter Herr Riedierungsrath! Nachdem meine Gemahlin wieder unerwartet rasch in meine Arme zurückgekehrt ist, kann ich nicht umhin, Ihnen für die Umicht und den großen Apparat zu danken, mit welchem Sie die Reise der Erbprinzessin gesetzt haben. Da in Folge dessen meine Gemahlin aber durch ihre mehrstündige Odyssee ihre Ankunft im Seebad um einen Tag verzögert hat und sie auch der Meinung ist, daß sie diese Zeit hätte besser und vortheilhafter außerhalb des Salon-Wagens zubringen können, so erlaube ich mir, die Bitte an Sie zu richten, uns bei ferneren Reisen ja niemals anders zu behandeln, als andere Reisende, — eine Bitte, welche die gemachten Erfahrungen auf's Wärmste unterstützen und, — hand auf's Herz, auch redlich verdient hat!"

Nachdruck verboten.

Ein Liebeslied.

Nach dem Gemälde von B. Stegianini. — Siehe Seite 100.

Nicht bei allen Menschenkindern haben die Grazien Pathe gestanden. Ueber die Frauen pflegen sie das Füllhorn ihrer Gaben in reichem Maße auszuschütten, sie geben ihnen Schönheit und Anmut, verleihen ihren Bewegungen einen bestreitenden Reiz, der, weil er zur zweiten Natur geworden ist, einen unendlichen Zauber auf jedermann ausübt. Nicht so bei den Männern. Hier scheinen die Grazien oft recht sparsam gewesen zu sein, und mit unschöbarer Sicherheit wenden sie sich von dem starken Geschlecht ab, wenn ihre Anwesenheit am meisten gefordert wird. Wie unkisch und hölzern benimmt sich der Jüngling, wenn die Liebe in sein Herz gezogen ist und er der Angebeteten gegenüber steht. Gerade das Ungeschickste unternimmt er dann, und wehe ihm, wenn das Fräulein nicht tiefer zu blicken versteht und sein unkisches Benehmen über den Vorzügen seines Herzens vergibt. Der Sänger auf unseremilde befindet sich in einer ähnlichen Situation. Er saß allein am Spinett und sang ein fehnsüchtiges Liebeslied andächtig und mit zartem Ausdruck; leicht und spielend glitten seine Finger über die Tasten, und seine Stimme klang so weich und innig, daß die Herzen der beiden im Nebenzimmer lauschenden Mädchen höher zu schlagen begannen. Da waren die beiden leise auf den Fußspitzen näher gekommen, die eine hatte sich an das Spinett gelehnt, die andere daneben hingestellt. Der Zauber war gebrochen. Er, der eben noch so zart gesungen, erhob die Stimme, daß sie hart und kraftvoll wurde, und mit den Armen fuchtelte er herum, als wollte er das arme Spinett in Stücke schlagen. — Querst lächelten die jungen Mädchen, dann lacherten sie, und schließlich lachten sie den armen Sänger aus. Der aber sprang auf und lief eilig davon. „Sie liebt mich doch nicht!“ murmelte er vor sich hin.

Ob die Herzen sich später wohl gefunden haben?

Nachdruck verboten.

Die ersten Kölner Blumenspiele 1899.

Von Alex Braun.

„Anmut sei des Teiles Königin“

in Dichter Deutschlands, der deutscheren einer, der den Hort des Rheins im Lied erkannt und ihn gehoben aus den Tiefen, in die er vom Wogenprall der Zeit verloren, Karl Simrock, warnt gar weisslich den Wanderer:

„Sieb nicht an den Rhein,
Da geht Dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht Dir zu freudig der Muth.“

Ja, wohl möchte die Heimkehr verlernen, wenn der Zauber des rheinischen Landes und Liedes entgegengesetzt, wen gegrüßt die Stadt mit dem ewigen Dom. Freudig, überfreudig schwält

ihm der Muth, und diese Sinnesart stimmt merkwürdig überein mit der Lösung, die an einer anderen Heimat der Poesie, in der Provence, die Ritter vom Weist auf ihr Panier geschrieben, als sie auszogen, der durch den Sturm der Albigenser-Kriege verschwundene Dichtkunst das alte Recht und Reich zurückzuerobern.

Namens der sobregaya compagnie der sieben Troubadouren von Toulouse hatten sich am 1. Mai 1824 in einem wunderschönen Garten der Stadt alle der Dichtung Besessenen zu einem Sängerkreis eingefunden. Der „reinen Magd“ zu Ehren erlangt ihr Lied, und der Demuth Blume, ein Veilchen, doch aus edelstem Stoffe, aus seinem Golde gebildet, war der erste Preis, den Arnaut Vidal de Castelnoudari empfing. Ein zweiter, die silberne Hedenrose, galt gleichfalls dem Marienlied, während der kleine dritte, eine Ringelblume aus Silber, der besten Danga zufiel. Unter Blüthen gefeiert, von Blumen bekrönt, hießen diese Dichterfeste Jeux floraux (Blumenspiele). Sieben Mantenedores „Erhalten“ war unter Leitung eines Kanzlers die Obhür für die Blumenspiele anvertraut, die an dem Stab seiter Gesetze weitertragen sollten. Loys d'amore stellten 1856 die sieben Schiedsrichter, die alljährlich zu gunsten selbstgewählter Nachfolger wechselten, auf. Doch nur die Liebe, die die höchste ist auf Erden, trugen sie dabei im Sinne. Die im Schatten eines Klosters fröhlicher Augustinerinnen ursprünglich vereinten Sänger blieben in ihren Liedern, — von ihrem Leben weiß man diesbezüglich nichts gewiss, — loser Lust und lodernd Getandel abhold und hätten sich so wohl vor der Venus-Glutten feiern liegenden Brand, daß sie einzigt darauf bedacht waren, die feurige Flamme der Himmelsonne zu entzünden. Ja, ihrer Sprödigkeit erschien sogar ein Küchlein in Ehren bedenlich, und sie zogen die Stirnbraus, daß chemals im Troubadour-Gesang:

— „Ihr“ Mündel rot,
Ihm so oft ein jueches Küschen both.“

Hochgemüth, hochgeborenen, hochbegabten Frauen aber öffneten sie endlich doch ihren Kreis. So sie an Büchten und Ehren reich, sonnte von der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts an eine Frau in freiem Wettkampf den Preis vor den Männern erringen, Sitz und Stimme im Consistorium jedoch blieb den Frauen, wenn sie auch fast dreimaligen Sieges im Sängerkampf zum Range der Baccalaureen und Doctoren ein gay salber emporgestiegen, unweigerlich vorenthalten: Man sieht, unter Reichstag arbeitet in der Frauenfrage nach berühmtem Muster und neu thätiglich auf dem Boden der „Liebesgeige“. Einer edlen Dame aus Toulouse, Clemencia Isaura, wird die Neubelebung der erschafften Blumenspiele zugeschrieben, denen 1484 zum Gedächtniß ihres in der Schlacht gefallenen Hinters ihr gesammtes Vermögen gewidmet haben soll, eine Legende, welche die provencalische Originalhaftung der Jeux floraux überdauerte und bis zum heutigen Tag alljährlich bejungen wird beim Krönungsfest der aus ihnen hervorgegangenen, nicht mehr der langue d'oc, der süßen Jungs des Südens, sondern längst der langue d'oil, der eleganten Sprache des französischen Nordens zugehörigen, von Ludwig XIV. 1694 zu Fontainebleau „patentierten“ Academie des belles lettres. Aber Weist und Form der alten Blumenspiele haben die in Mainteneurs verwandelten Mantenedores ihrem Namen getreu erhalten. Goldene und silberne Veilchen, Hedenrosen, Ringelblumen, Lillien, Nelken sind als Sangespries den maitres und maitresses des Jeux floraux nach wie vor zu Theil geworden, und ein Voltaire, Chateaubriand, Victor Hugo, M. Coppée, eine Mme. Tasn und Rémy haben sie jederlich entgegengenommen.

Diesseits wie jenseits der Pyrenäen sind die Blumenspiele zu einem Stamm erwachsen, den die Jahrhunderte zwar vorübergehend entblättern, nicht aber entwurzeln konnten. Denn auch nach Barcelona, der Hauptstadt Cataloniens, wurden sie auf Wunsch und Willen des Landesherrn Don Juan I. 1393 verpflanzt und gedeihen als Jochs florals zu hoher Entwicklung. Während in Toulouse die Capitouls, die Händler der Stadt, die Schirmherren der Blumenspiele und die Stifter der Blumenpreise waren, übernahmen in Barcelona diese beiden Würden die Herrscher in höchstener Person. Als Schauplatz diente der Palast, den Vorsitz hielt der Fürst, dessen Krone und Ramenszug die mit goldenen und silbernen reich verzierten Buchstabens auf buntes Papier gezeichneten Preisgedichte trugen. Bis zur Stunde genießen die Jochs florals in Barcelona die Gunst des Hofs, und keine Geringere als Maria Christina, die Königin Regentin von Spanien, selbst walzte im Jahre 1888 dort als Festkönigin. Unlängst in den catalonischen Blumenspielen ein neuer Odem der Poesie entströmmt, an dem die Liebe zum Vaterlande, zu Gott und den Frauen erstaunt.

Patria, sodes, amor, sind auch die Seele der deutschen Blumenspiele. Wie eine Weinranke, aus fernem Sonnenland der rheinischen Rebe eingepflanzt, ein Gewächs erzeugen mag, das der fremden Glut die Kraft und den Duft, die unserem heimischen Boden vor allem entsprechen, vermählt und also umso köstlicher, würziger mundet, eignet den aus der Verfechtung romanisch-germanischen Wehens entprossenen Kölner Blumenspiele ein Bouquet von reizvollster Mischung. Hofrath Dr. Johannes Fästenrath, ein gründlicher Forcher spanischer und deutscher Literatur, der mit wissenschaftlicher Gediegenheit-dichterischen Schwung vereint, hat auf persönlichem „Wag“ und „Gefahr“ die barcelonesischen Blumenspiele nach Köln übertragen. Der Erfolg hat seinem von zahllosen Opfern jeder Art getragenen Eifer glänzend Recht gegeben. Bewiß, der jangesfröhne Rhein war der rechte Boden für die heitere Kunst der Blumenspiele. Mit Umsicht vorbereitet, mit zielfewigter Kraft geleitet, glühten die am 7. Mai, brauchsgemäß dem ersten Sonntag des Wonnemonats, in der herrlichen Gürzenich-Halle gefeierten ersten Kölner Blumenspiele vollkommen. Freilich, sie hatten des Bestandes ihrer Clemencia Isaura nicht entbehrt. Nur eine Frauhand vermug die mannigfaltig ineinander gewirrten Händen eines so umfassenden, völlig neuen, von den meisten, selbst vielen der Mitwirkenden kaum begriffenen Feigetriebes so zart und tierisch zu lösen und zu lenken, daß unermüdlich jeder von den hunderten an seinen rechten Platz gelangt und ganz richtig eingreift, nach dem Tacte, den das Feeling einer Frau angibt, bei der die besten Gedanken aus dem Herzen kommen. Die toleantische Clemencia ist in sagenhaistem Dunkel geblieben, die töntische will in dem Schatten bleiben, in den sie beschämt sich gestellt. Gleichwohl gebührt ihr Anteil, wie am Gelingen, so auch am Danke der von ihrem Gatten geschrifteten Blumenspiele.

Dichtern und Dichterinnen des Rheinlands und Westfalens war das Fest gewidmet, eine nicht nur mit dem Lorbeer be-

frönte rheinische Dichterin war zur Festkönigin erufen. Elisabeth von Rumänien hatte freundwillig die ihr dargebotene Würde angenommen und entsendete an ihrer Statt die Tochter eines ihrem heimathlichen Hofe vertrauten Neuwieder Geschlechtes Gräfin Elisabeth Rademacher. Feierlich ward die Stellvertreterin der königlichen Protectorin am Samstag, den 6. Mai vom Bahnhof eingeholt, und allenthalben zeigte sich's an dem regen Interesse der Bevölkerung verschiedensten Standes, daß die Blumenspiele ein Ereigniß für Köln waren.

In der Frühe des Sonntags drängten von allen Seiten gepflegt, freudig bewegte Menschen nach dem Gürzenich. Zwischen dem lädiu gebraunten, goldumränderten herrlichen Schmuckwerk der gotischen Brunthalle, in der einst Kaiser Maximilian, der lezte Ritter „gefestet“, zogen sich zum Schmuck des ritterlich poetischen Spiels grüne Gewinde hin, wallten Flaggen in deutschen, spanischen, stadtöfniens und anderen nationalen Farben nieder. Auf der Empore war unter einem Baldachin aus blauer Seide und purpurnem Sammet der lorbeerumwundene Blumenthrone aufgerichtet, überagt von einer riesigen Rosenrone, aus deren Mitte breit und prächtig die in goldenem Relief mit der Widmung: „Wer Köln nicht hat, hat Deutschland nicht gesehen“ bestückten Bänder der Ehrenschleife Barcelonas auf die Leine des Thronfests herabfielen, die mit einem Bergkönigsmünztrank den aus Petalen gebildeten Ramenzug Carmen Sylvias umrahmte. Die Stühle, rings im Kreise für die vierundzwanzig Hofsäulen bestimmt, waren so dicht umstolzen mit Lorbeer, Rosen, Nelken, Verben, Veilchen, Nelken und anderen frischduftenden, farbenleuchtenden Blumen, daß sie förmlich aus Blüthen gestalteten Sippen vom Reiche der Titania glichen. Ein Hauch lebensfreudiger Glücksstimme ging von all den Blumen aus, und als unter den schwelenden Tönen der Orgel die Festkönigin, eine edle, schlanke Gestalt, in weitem, schleierumflutetem Seidengewande, ein Rosentröklein auf den blauen Stern, Rosen in den Händen, mit ihrem jugendlichen, in lichte, je mit dem Blumenstrudel an Haupt und Brust und Gürtel übereinstimmende Farben gekleidet, hinaufstieg zu ihrem Krönthron, da war's, als erschien jedem die Poete vor Augen, sie zog in Aller Herzen. Die Ehengäste auf der Tribüne, die Bürdenträger der Stadt und des Staates, Präsident und Oberbürgermeister an der Spize, Prinz Hermann von Sachsen-Weimar und die anderen im Saale erhoben sich zu ihrem Gruße. Der Stifter der ersten Kölner Blumenspiele, Hofrat Dr. Fästenrath trat vor, mit begeistertem und begeistertem Worte Urprung und Bedeutung der provencalischen Jeux floraux, der catalonischen Jochs florals und der ihnen zu fröhlichem Weitergedieben entprossenen rheinischen Blumenspiele zu finden. Sobald überreicht der in großer, glänzender, reich mit Gold bestückter Uniform erinnerte spanische General-Consul Don Nicasio Moral y Cañete die in tollbarer, funktoller Kapel geborgene schöngemalte Adresse der Stadt Barcelona, der Palyn der Kölner Blumenspiele. Nach der Danzen-Erörterung des Oberbürgermeisters Beder, der hiermit die Blumenspiele in die Obhut der Stadt Köln nahm, eröffnete die Stellvertretende Festkönigin die eigentliche Feier der Dichterfeiern, indem sie mit schlichter, eindrucksvoller Hoheit den Weihspruch Carmen Sylvias, der königlichen Dichterin, verlas, deren „Waldbegang“ wie ein schmelzender Schmuckslaut vom Königsthron Rumäniens herüberhallt zum heimathlichen Rhein. Der Blumenspiele innerstes Weinen erstaund, hub sie an:

In Eurer Leine Wohlaut greift,
Ihr Sänger, tief hinein,
Was blüht und lebt und träumt und schwieß,
Das soll besungen sein.
Greift in die Leine tief und läßt
Das Lied hinaufweben läßt,
Als wenn ein Strahl von Ait zu Ait
Goldene den Wald durchbricht,
In Maiweinduft, in Rebenduft,
Raiblume, Bogenschlag,
Strömt du, der Blumen Lied, durchglüht
Dahin am Frühlingstag.
O Lied, o Wein, o Sonnenglanz,
Grüß mir mein Sängerheit
Und halt vom Strahlenglühtanz
Ein Wellentöpfchen fest.
Und gib dem Weitwind eilends mit
Den zauberhaften Kläng
Mit leisem Säuseln, düstrem Schritt
Vom fernen „Waldbegang“.

In stiller Ergriffenheit lauschten die Hörer. Feierlicher Ernst flang aus dem von aus Knaben- und Männerstimmen gemischten Domchor vorgetragenen Marienlied „Sternenglück“.

Dann offenbarte Freiherr Karl v. Perfall als Herold des aus sieben berühmten Literatur-Kennern bestehenden Preisgerichts das Ergebnis des aus sechshundertundsechzig Einsendungen hervorgegangenen Urtheils.

Den ersten Preis, die Ehrenschleife nebst sämtlichen Werken der Festkönigin Carmen Sylvia erlangte ein junger Postbeamter, Wilhelm Uhlmann-Bixterheid aus Tietohn, mit einem Liebeslied „Werbung“, das wie alle übrigen Dichtungen von Bühnenkünstler vorgetragen wurde. Unter allgemeinem Jubel empfing er den Sängerlohn aus den Händen der anmutigen Königin. Dichter und Dichterinnen waren entboten zum Wettstreit. Als die zweite Dichtung „Rosenlied“ beigeistert aufgenommen war, verkündete der Sprecher des Preisgerichts einen Frauennamen: Margaretha Suemann aus Düsseldorf. Er drang zum erstenmal an die Öffentlichkeit, aber mit Zeit und Weile wird er ihr ein trautes Lieblingswort geben. Das Gedicht athmet starke, tiefe Empfindung. Und wieder als der erste Preis für das religiöse Gedicht bekannt wurde, stieg eine Frau zur Krönung empor, Henriette Gilßen aus Köln, eine ernste, müttlerliche, einfache Frau, die das regelmäßige geschnittene Antlip gefegt, wie überwältigt von der unverhofften Auszeichnung, die ihrem aus inbrünstiger Seele geflossenen, halb zufällig eingefühten „Gebet“ zu Theil ward, bescheiden das traditionelle goldene Veilchen, das Symbol ihres Weibes, entgegennahm. Margaretha Suemann's Talent ward auch durch ehrende Erwähnung eines religiösen Gedichtes „Ich danke Dir“ bestätigt. Eine goldene Feder, die, während sämtliche Blumenpreise Fästenrath-Stiftungen waren, von Frau Pauline Reisch-Wöllner gewidmet wurde, fiel als zweiter Preis für religiöse Dichtung dem „Gottesdienst“ von Dr. Emil Kaiser in Köln zu.

Zwischen den einzelnen Alten der Krönung wurden in sinniger Weise Harfen-Compositionen nach alten, musikalisch hochinteressanten Motiven, so „Pavana“, ein spanischer Hofanz aus dem 16. Jahrhundert, bearbeitet vom Grafen Morphy, „Madrigal“ von Leo Hasler, „Minnelied“ von Prof. Klessel, der auch der Autor des „Siegesliedes“ ist, das von vier jungen Damen auf blumenumrankten, rosa bebünderten Harzen vorgetragen wurde. Den goldenen Hornblumenpreis des vaterländischen Gedichtes errang Johannes Schmal in Wien, mit einer „Mut“ betitelten großzügigen Begegnung aus dem Heldenjahre 1870/71; für die Novelle in Versen „Raja“, einer stimmungsvollen Heidelands-Poësie erhielt Dr. Mathieu Schwann in Frankfura/M. die goldene Hedentose. Mit dem Monolog „Dudith“ erschien eine dritte Frau unter den sieben preisgekrönten Dichtern, Frau Kommerzien-Rath Hedwig Kiesewetter aus Münster i/W. Eine wuchtige, markige Ballade, „der Tölnische Brutus“ von Georg Barthel Roth, mit der goldenen Orange-Blüthe ausgezeichnet, schlug am meisten von allen Dichtungen durch. Ein



Elisabeth Rademacher.

Professor Laue, Hofrat Dr. Fostentath, Oberbürgermeister Beder, der spanische General-Conul D. Nicasio Moral y Cañete, Stadtrath Berghausen, die Schriftsteller Gilfen, G. V. Roth-Müllendorff sprachen warm und glühend auf den Kaiser, die Fest Königin und ihre Statthalterin, die Fürstin-Mutter von Wied, die Königin Regentin von Spanien, die Prinzessin Donna Maria de la Paz von Bayern, auf die Stadt Barcelona und die Stadt Köln, die rheinischen Blumenpièces und deren Stifter. Über 130 Festgrüße in elf verschiedenen Sprachen waren eingelaufen, unter ihnen Telegramme von den Königinnen von Rumänien und von Spanien, von Prin-

und einer von Johannes Schmal durch Ernst Scherben bei den Gästen übermittelt. Auf's Höchste stieg die Lust des Feins als Scherenberg, der dichterisch mitempfindende Dolmetsch Wolff mit dem vollen Wohlklang der geübten Stimme sprach:

„So lajet in des Gürz'nichs hohen Hallen
Von Glaube, Vaterland und Minnelust
Runn Soitenpiel und Liederhong erhallen,
Wie jolches Kampf bereit und siegbewußt
Von Cataloniens sloten Troubadouren
Dereinst geschah in feden Aventuren.
— Verleiht den Dichtern zum verdienten Ruhme,
In der Erinnerung bleibendem Gewinn
Als Sold und Ehrenpreis die goldene Blume
Und huldigt jauchzend Eurer Königin,
Auf daß ne anmuthvoll im Glanz der Krone
Gebietend über Eurem Feine throne.“

Zum „Frauenlob“ ward die jeder Dichter mund. Eine zwar, genauer, so ausse wählt die Standrede zu halten auf den Frauen, sag sich spöttisch schleuderte in behendem Sprach einen niedlichen Po zu. Aber da der Kölnernen Lieben wurden die seingeschaffenen Spalten zu rüdigkeiten auf des Kölner's eigenen Herz, das ihn trafen, lob seinen „Lieben jene innig, wahrhaftig Verehrung“ das deutsche Weib entweder deren Wort in Herrn Balthasar von der Vogelweide gefügter „Deutsche Zeit geht über alle“ „Weibes Raum Weibes Raum Ist voll Zierheit und in Meine.“



Hedwig Kiesewetter.



Henriette Gilfen.

zweites stadtökonomisches Gedicht, die schwungvolle, von echt patriotischem Gefühl getragene „Krone am Rhein“, von einem jungen Kaufmann, Clemens Wagner aus Mülheim a/Rh., wurde mit dem von der Stadt Köln gestifteten silbernen Ehrenbecher belohnt.

Hochbetriedigt verliehen die gekrönten Dichter unter dem Vortritt der Königin und deren Hofstaat den Würzenich, und auch alle die anderen Gäste, 2400 an der Zahl, waren voll Genugthuung über die so prächtig verlaufenden Blumenpièces, welche die Teilnehmer einige Stunden später zum gemeinsamen Feimahl in der gotischen Brunnhalle wiederum versammelten. Eine Fülle von Blumen prangte auf der Tofel, umfrängte in düstiger Leppigkeit Teller und Schalen, leuchtete vom malerhaften Gewande der Mädchen und Frauen. Man merkte es wohl, daß man am rebenumlaubten, redelustigen Rhein war. Die Beder, mit flüssigem Golde gefüllt, flanzen, die Worte, lauteten frohsinnig voll, tönten in röicher Folge hin und her. Landshafte-



Hofrat Dr. Johannes Fostentath.



Margarethe Susmann.

wie ein Dank und Segensspruch für die Mutter die Gattin, die Tochter forthalt durch die schlechter der deutschen Dichter. Ein voller Lorbeer kränzte, scherhaft gereicht und ernsthaft gemeldet den Redner der Frauen Freiherrn Karl v. Perls. Daß dem schönen Feine nichts fehlte, ward auch zu Reigen geschlungen von schwunden Tänzern und Tanzrinnen.

Nach hatte Köln die „heitere Wissenschaft“ Blumenpièces erlernt, und es mag sie unter seines Meisters Johannes Fostentath's Führung dauernd üben, damit alljährlich am ersten Maiensonntag in Anmuth hofhalte unsere

„Frau Königin der Poesie am Rheine!“

Redactions-Post.

Frieda K. in Wismar. — Wir können Ihnen auch bestens nur bescheidene Auskünfte geben, um Ihnen unterrichten Sie sich durch das Buch „Die Wissenschaften und Berufe“ von C. T. Dent, ein Handbuch für Vergleicher von C. T. Dent.